

„O Gott, Sie“, jammerte der Bauer.
 „Dort läuft er hin, Quellmoor“, kam es zurück.
 „Gullant!“ rief er da der Soldner, „elender Kerl, wann ich Dich
 treffe!“
 Sie schienen noch lange in die Nacht. Nichts regte sich mehr.
 „Ich fürchte mich, Sie, vor dem Alkeiwein. Du sollst mit mir
 ins Dase sein.“
 „Das geht doch aber net!“
 „Aber bald dann, Sie, nicht? So eine toungierte Frau muß
 ich haben, Sie. Gell, Du wirst mein Weib? Du hast meinen
 Hof gerettet.“
 „Ach, geht doch.“
 „Du mußt, Sie!“
 Und dann gingen sie um das Gehöft herum und um den Garten,
 Aeben ließen und borchten, unterfuchten alle bunten Eden und be-
 richteten endlich alles haarschein dem Bürgermeister, alles bis
 auf das Händrücken, und fassende überden. Weiter ging der
 Erbsener in der Richtung des Orientofter Waldes, und am
 folgenden Tage fragte der Landjäger die umliegenden Dörfer und
 Söde ab; aber von dem Schärer war keine Spur zu entdecken. Er
 wäre schon seit drei Monaten gar nicht mehr in der Gegend zu
 sehen gewesen.

Der Vorlicht halber standen nun aber jeden Abend der Quell-
 moor und die Sie an dem Grenzbaum zusammen, und der Vorlicht
 halber gingen sie auch häufig aneinander geschient — der Quell-
 moor hatte ja so große Frucht — allabendlich um Hof und Garten.
 Und der Bauer hatte bald gar keine Angst mehr.

Als im nächsten Jahr das Wachsmanlein, das nach kurzem
 Verschwinden noch ganz lustig damals im Wirrisang getrunken
 und erzählt hatte, wiederum, erzählte die Quellmoor ein
 Wachsmanlein für einen harten Zaler.
 Der Orientofter Schärer konnte nirgends gefahren werden . . .
 Und lichterloh gekrant hat er nun in zwei vertriehen Herzen . . .
 Und dem Wachsmanlein machte das besondern Spaß.

Grasfadtaventüren.

Von Hans Gisbert.

So — — aar!

Die Weltungsbauerin des Eoz, deren durch langen Gebrauch
 ausgeübtes Mundstück ein Schenkswürfel Bräuslein ge-
 worden ist, schreit über das gemancerte Plöster der Place
 Breuere nach ihrem Schenker, Wogen aller Art Frauen die
 Passagen, Coups, Hanons, Tonneux, Autos. Elegante Damen
 trügeln wie Chinesinnen auf viel zu hohen Absätzen und in viel
 zu engen Röden einher; in formlose Empiremattl eingeknüpft,
 tragen sie die lächerliche Huttypmode von 1909 in den leuchtendsten
 Farben zur Schau und solletieren mit ihren hypermodernem Ka-
 merieren. Der Weinbranntwein sieht man an den Heinen Tisch-
 chen neben dem Schenker auf der Straße beim Absicht, beim
 Safter ober der Schokolade. Der frohst hure Frühlingsschuh läßt
 den Wunsch nach innerer Wärme laut werden. Der prüfende
 Blick trifft auf viel falsches Weis und Rot, viel falsches Gold-
 braun und Goldblond, auf viel falsches . . . Die Dämmerung
 sinkt herab. Die Verkäufer begreifen ihre, auf langen Flaggen
 auf der Straße ausgelegten Verkaufstafeln wieder einzuräumen.
 Der Schuttpreier sieht mit seiner Chaussette nach Daus, und auf
 dem Weg flaut sich die Menge, von dem wechselnden Bild der
 elektrisch beleuchteten Geschäftserleane-Transparanzen angezogen;
 die an einem der großen Neubauten mit kinematographischen Dar-
 stellungen abwechseln.

Die allgemeine Heiterkeit erzeugt ein halbes Duzend blämischer
 Auben, ein Duz in dem Großhändler und -Käram. Gemüts-
 ruhig verzeihen sie ihre betrotte, die Kellartoffel, ober ihre
 tartines und gerischen, auf der Erde vor dem Denkmal Brandtens,
 wie auf einer Insel im Straßengässchen stehend, das bunte kinema-
 tographische Schauspiel. Jedem, der zwischen sie und den Gegen-
 stand ihres Interesses tritt, verdrängen sie mit humoristischen
 Juxten. Jetzt ist eine junge Dame zwischen sie und seine Sonne
 getreten, sie wanken in den umstännten Abluß, doch sie die ihr
 geltenden Burste in dem blämischen Naragen erst begriff, als sie
 ein Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden.

Verlegen und bekümmert tritt sie zur Erde. Es ist doch recht
 peinlich für ein junges Mädchen, allein in den Trabel und Groß-
 stadtkärm verströgen zu sein, ohne Stütze, ohne Anhaltspunkt,
 ohne Freunde, Freunde in ihrem Sinne; denn eine Frau, —
 Marie von Wenger leucht in ihrem Glanz, denn kann man hier leichter
 finden, als man wünscht. Sie hatte es ihrer Jugendfreundin, die
 seit einem Jahre nach Braine-le-Cornu verheiratet ist, nicht recht
 glauben wollen; aber in den wenigen Stunden, die sie allein in
 Brüssel ausgebracht hat, weil Gelinde des Kindens wegen nach
 Daus mußte, und sie noch soviel des Schenkerstübchens studieren
 wollte, ist ihr doch klar geworden, daß sich ein Vergleich zwischen
 an Daus und der belgischen Großstadt ziehen läßt.
 „In Daus, da ist die kleine Marie von Wenger, die Tochter des
 Heiratskommissionärs, tonangebend in Schid, Gesandn, Benschmen.
 Und hier? Hier ist die ein Nichts. Lachelnd seufzt sie sich ein.
 Wie sie heute morgen, vom Wadnhof kommend, vom Schenkerstüb-
 übertrah, sich Arm in Arm unter einen Schirm geküßelt hatten,

und tapfer ausgegriffen, damit sie mit dem leichten Schußwert halb
 ins Trockne lömen, hatte ihnen der übermütige Wehgerbüsche
 nicht lamerabköschlich zugewinkt: Fast froid, Allemands? Und
 wenn sie zu Hause gesehen hätten — Marie von Wengers Büschlein
 verriet sich auch ein wenig — wie der Kellner in dem eleganten
 Restaurant ihnen neben zum bestellten Lunch die Papiererzettel
 mit der Bemerkung überreichte, daß sie zum Gebrauche bei Tisch
 bestimmt seien. Köstlich!

Beinabe hätte die Erinnerung sie laut aufschrei lassen; ihre
 Selbstherrlichkeit läßt aber nur die beiden Wagnersgründen auf-
 stehen, die ihrem Frisch einen solchen Ehrerzucht verleiht.
 Sofort ist auch schon ein Galanter an ihrer Seite: „Ah, Mad-
 emoiselle est toute-seule . . .“ Marie legt ihren Mund in die hoch-
 mütigsten Falten; der Jubingliche läßt sich aber so leicht nicht ab-
 weichen; sie ist zu einem Verlegenheitslaun in einem Modobazar
 gezwungen, will sie ohne Wortwechsel die lästige Begleitung los-
 werden.

„Du ärgerst! Das ist nun schon der Dritte! Diesmal hat sie
 mit ihrem unüberlegten Auden die Sache vielleicht selbst ver-
 schuldet; die beiden anderen Male aber war es unbringliche Un-
 verständtheit. Wie konnte sie ahnen, daß der liebenswürdige Herr,
 der neben ihr die Hutauslage auf dem Boulevard Inspach be-
 trachtete, und den sie für einen geübten Obermann gehalten hatte,
 ihr anliegend würde das anstehende flieherbarere Ungewinn für
 „ihre reizende, blondes Köpchen“ zu kaufen? Und dann der
 verriidete Maler mit dem genialen Schlagputz und den langen
 Loden in der Ausstellung des „Egoue“, Einfach toll war es!

Einem Moment überkommt sie eine Verzweiflung: soll sie lieber
 gleich zum Wadnhof gehen und die zwei Stunden Zeit, die ihr noch
 bleiben in der Schärpe des Portiers abhören? Taggen Ungewinn für
 ihre Lebenslust; weih der Dammel, wenn sie einmal wieder in eine
 solche interessante Stadt verströgen wird. „A! sie nicht dreizehn-
 wanzig Jahre alt, der Sprache mächtig, und durchsich nicht auf
 den Kopf gefaßen?“ Dazu beginnt der Magen, sein Recht zu
 fordern. „In eines der eleganten Restaurants wagt sie sich nun
 nicht mehr. Im Café West, wo nun diese Zeit die Damenwelt
 verkehrt, ist ihr aber doch vor Schickung zu hier.“

Das Wadwert ist ausgeschiedet; die Schokolade fast noch besser.
 In dem angenehmen durchwärmten Lokal fühlt sie sich äußerst be-
 wohllich. „Amüsiert hört sie den an ihr vorberührenden Unter-
 haltungen der Damen zu, die ungeniert die Fingerringe aus dem
 Kabinet ziehen, um sich vor dem Betreten der Straße noch einmal
 damit ihre Güte zu mischen. „A! das eine oberflächliche Ge-
 sellschaft! Zolleiten, Airt, Bercher.“

Ein interessanter alter Herr mit isari gebogener Nase nimmt
 in ihrer Nähe Platz; auf dem blau-schwarzen Haar trägt er den
 roten Türtelkneip; das Weich der Augen blüht in dem braungrünen
 Gesicht. Sicher ein türkischer Gelehrter! Die Wimmerflut
 der Kleinführerin an dem ungewöhnlichen ist erregt. „Wie die
 Augen dieses alten Herrn anstrahlen können, gewiß ein kostbarer
 Mensch! Sie muß doch nachher mit der Beherrin fragen, wer dieser
 Türke ist. Die auffallende Erscheinung ist jedenfalls bekant. . . .“

„A! gilt das ihr? Unmöglich! Unvollständig wendet sie sich
 um. Das ist doch eine Unverständtheit. Des würdigen alten Herrn
 Rippen verlängern sich risselartig. Sie läßt mehr, als sie sieht,
 doch er mit seinen beiden Rippen zerfallene Küste zerbricht. . . .“

Was ist denn an ihr, daß man sie als Fremdling betrachten zu
 können scheint? Ihre Kleidung ist besantz einfach; ihr trischer
 Augenreiz ist nicht so ungewöhnlich, um alle diese Verlesungen
 rechtfertigen zu können. Denn mit sie sich denn so auffallen?
 Ist es etwas so außerordentliches, wenn eine junges Mädchen
 einmal nach einem verdrängungswürdig schwebenden alten Herrn
 herübertritt?

„Nein, das ist es nicht. Sie ist allein, ganz allein. Die groß-
 artigen Ideen vom Veluch der Ober unter Vermöhung des letzten
 Auges, die im Schein der sicheren Dort in ihr aufsteigen waren,
 schrumpten in ein Nichts zusammen. Sie bestellte sich noch eine
 Tasse Schokolade und studierte die Wühlblätter, nach mehr Aben-
 temen gelüftet es sie nicht.“

Die Kraam bringt ihr, eingepferkt zwischen Bürgerstrassen,
 Studenten, Familienältern bis zum Ende des Boulevard zu Müdi.
 Sie hat den falschen Wagen erwählt, sonst wäre sie am Eingang
 des Wadnhofes abgelegt worden. „Es ist feuchtsalt; die Rebel lind
 wieder herabgefallen; verdrömmen schimmern die Palatren des
 Wadnhofes herüber. Marie läßt sich setzen in ihre Schenkerstube
 ein; jetzt hat sie nur noch den Platz zu durchqueren, dann ist sie
 am Wadnhof. Sie ist ganz stols auf ihren Orientierungssinn.“

„Ah, Madame“, ein bildhüblicher junger Mann ladte ihr ins
 Gesicht: „so spät noch ganz allein. Wollen Sie mich nicht trösten,
 ich bin auch untererleinallein . . .“
 „Marie, die erst verblüfft aufgesehen, geht ruhig ihres Weges
 weiter, als hätte sie nichts gehört, das wohlhergegangene dentische Of-
 fiziersstüderchen.“
 „Madame, unsofort sollen Sie nicht tun, ein paar hübsche
 Chevreureisfisch können Sie sich verdienen.“
 „Verlassen Sie mich, Marie heit allemal vornwärts; will
 denn der bunte Platz kein Ende nehmen.“
 „Ah, Madame, er hält sie am Arm fest, „überlegen Sie sich,
 ein paar elegante Chevreureisfischchen.“
 „Est une infamie!“ Marie reißt sich emüdet los; endlich, end-
 lich ist sie am Wadnhof, in Sicherheit.

In Hause fällt sie der Kreubin an den Hals. „Niemals wer-
 denschöre ich mich etwas, Gelinde. Und die Lieberzeugung von der
 Unnahbarkeit meiner Entscheidung ist mir auch gründlich gefestigt
 worden.“

„Süß und milde begibt sie sich auf ihr Zimmer. Als sie die
 vom Straßenschmuck über amercitenden Stiefel von den Füßen
 löst, läßt sie instinktiv ihren Schußbeutel Reuse passieren.
 Lachelnd geht sie sich ein. Das Paar Chevreureisfischchen hätten
 ihrer Chauriure ausreichen können. Dabei fällt ihr Mlad auf ihren
 vorjährigen Frühjahrsfut. Nein, mit dem flieherbareren Un-
 gewinn kann der nicht konkurrieren. . . . Fast über dem Ausstellen
 schließt sie ein: Ja, solche Großstadtmädchen . . .“

Wunder und Zauber in der Pflanzenwelt.

„Dah jeder Krankheit ein Heilmittel gewandt sei, könnte man
 meinen, wenn man die Stille der Mittel kennt, die die Pflanzen-
 welt für allerlei Gebreden darbietet; und wenn das Zurückwert
 sagt, daß gegen den Tod kein Kraut gewandt sei, so hebt es durch
 diese Betonung hervor, daß gegen vielerlei, was vor dem Tode liegt,
 doch ein Kraut gewandt ist. Betrachtet man diese Tatsache, so
 erscheint sie gewiß als ein Wunder, ebenio wunderbar wie vieles
 andere, was wir noch nicht begreifen. Dah ein Gift zur Stellung
 dient gegen ein anderes Gift, daß der Gekochten Säfte und Kräfte
 affiniert nach unsichtbarem Verfahren und schier gefloht neben
 einer Speiseflange eine Giftflange wachen läßt, das alles ist
 wunderbar genug. Sein Wunder aber, daß der Mensch diese wun-
 derbaren Dinge über die Wägen ausweitete und daß das Volk um
 die Pflanzenwelt, namentlich die essbare, affigie, aber auch um
 andere Pflanzen, Kräuter und Bäume einen Segensfluß und Kran-
 kerheit leidet, der die höchsten Blüten treibt. Ja, ist in die Seele
 des Volkes, in seine Seelen und seine Schindat kann man einen
 Mist tun, wenn man dieses interessante Gebiet einmal näher be-
 trachtet.“

„Sprachen wir nun von Wunderpflanzen, so meinen wir nicht
 den „Wunderbaum“, wie die Pflanzenanzüchter Nicotus heißt, oder
 die „Wunderschlange“, die Gestalt Wirtabits, die freilich beide oft
 von wunderbarer Wirkung sind, sondern von allen den Pflanzen
 ist die Rede, die zu Wunderkräften und Zauberei tauglich sind
 und ihrer ist eine recht große Zahl. So recht zur Wirkung und
 Anrufung der Natur trieb die Menschen von jeder ihrer Krankheit.
 In dieser Not wird Unkun zu Sinn und Volksmeinung und Wun-
 derpflanzen reichen sich die Hand. Da sind es vor allen Dingen die
 verschiedenartigen Wägen und Pflanzen, die getrunken und bereit sind,
 Krankheiten anzuziehen, das heißt, die den Menschen abzunehmen,
 indem sie sie selber auf sich nehmen. Sehr weit verbreitet ist der
 Glaube, daß man einen Kranken durch einen gesalbenen Weim
 ziehen solle, damit er durch dieses Saugmittel gesund werde, und es
 hat sich eine weitverbreitete Konvention darüber entwikkelt, ob
 der Sinn dieser Maßnahme der ist, daß die Krankheit an den
 Baum abgereißt wird, oder ob es sich etwa um eine symbolische
 Auffassung einer Heilergabung handelt. Mehr für die kritere
 Auffassung spricht die weitere Beobachtung, daß solches Leber-
 tragen der Krankheit auf Bäume unter Beschöwungsformeln vor
 sich geht, das Anhalten, daß der Dämon in den Baum oder Strauch
 gekannt werden müsse. Marcell führt eine Reihe solcher Be-
 schöwungsformeln an und nennt als besonders heftige Leber-
 tragungsobjekte Söllunder (Sambucus nigra), Wachelber, dann
 Nichte, Eiche und Nußbaum. Nach Cöbns verleiht der der Frau
 Golle gemeine Söllunder Schuß gegen Krankheit und böse Dä-
 monen. Der Landmann hänt Söllunder an die Stalltür, um
 Krankheiten des Viehs abzuwehren, in vielen anderen Gewesen
 — namentlich Thüringen und Aitol — pflegt man den Söllunder
 gern bei Wauerhäusern. Unter einem Söllunderbüsch hält sich
 der Schläfer vor Unfall, Schlangen, Hexen und giftige Wäden
 sicher, wenn er noch an Frau Golle glaubt. Der Wadholber aber,
 der Zimmerwä, hilft zu Fische und Lebensmittel, und wer mehr
 wird, soll unter dem Wadholber sich wieder Kraft aufladen. Gegen
 jede Krankheit hilft er, und seine Wägen sind gegen alle Kran-
 keit nützlich, und selbst die Mückenverfänge, die aus Wadholber
 gemacht sind, geben den Wespen diese Kraft. In Ostpreußen kommt
 man mit folgender Formel zur Nichte:

„Ach komme zu Dir, Nid!
 Und llege Dir meine neundneundzigste Gicht!
 Ich llege sie nicht mir,
 sondern Dir!“

Der Wadholbergenz fordert das Nidber auf:
 „Ach weh, Nidber!
 Ach weh, mein Schmerz!
 Ach weh in den Baum,
 Woher Du gekommen bist!
 Zahin geh, Du Nidber!“

Ganz ähnlich sagt man in den wärtlichen Gegenden zum Nidber,
 wenn man in der Nacht bei abnehmendem Mond um einen auf der
 Grenze stehenden Nidberbaum einen Naben bindet:
 „Guten Morgen, Herr Nidber,
 Ich bringe Dir mein Nidber,
 Und binde Dich an;
 Du gehe ich in Gottes Namen davon.“

Ob solcher nächtlicher Spaziergang für den Kranken wirklich
 immer Genesung bringen soll, erscheint inebeln mehr als zweifel-
 haft, und je häufiger man es tut, umso weniger dürfte man fern
 Krankheit heilen. Es ist also noch nach der Rede, das
 Wort, das — ohne materielle Mittel — zum heilkräftigen Fern
 erkrankt ist und personifiziert wird, wie man in Ostpreußen gegen
 Blutungen die Beschöwungsformel spricht:

„Es gingen drei heilige Frau'n
 Des Morgens früh im Tau'n,
 Die eine hieß Wägen,
 Die zweite hieß Wadholber,
 Die dritte Wägenstiefel!“

„Dah sich noch ebenio wie an diese harmlosen die Genenden auch
 an die giftigen Pflanzen heften, bedarf kaum der Hervorhebung.
 Da die diesen sich Zauberei oft genug mit wirksamer medizini-
 scher Bedeutung und Behandlung paart, brauchen wir über hier
 an dieser Stelle, wo es die seltsamen Wege des Volksglaubens zu zeigen
 gilt, nicht weiter zu gehen, und können Tollfrischen wie Nacht-
 schatten, Primel und Herbstzeitlose, Ringelrut u. a. übergehen.
 Der Teufel und die Hexen haben ihr Spiel mit der Pflanzenwelt
 in breiter Ausdehnung, wie schon aus obzitierten Namen hervor-
 geht: Hexenbesen, Hexenkrant, Teufelswägen, Teufelsblut (Sobolia
 fucilla), und in gleicher Weise kreuzen sich die Engel und Maria
 die Wägen, Engelblümchen, Sinnenblümchen, Marien-
 (Teufel) mooslich, Marienkrant (unterer lieben Frauen Mantel)
 und anderes mehr.“

Die Zartheit dieser Genenden lieft in gewissem Gegensatz zu den
 älteren, eckteren, derberer Pflanzenwägen, die mit Liebe und
 Wärme zu tun haben. Hier ist das was zweite große Selbstschäts-
 gebet der Pflanzenwelt, an so maß zurecht, der Sinnung unter
 ihnen gebadet werden, der Affraume Wadholbergenz affiniert), Ge-
 hört sie auch zu den Spalänen, der Ostiaun, welcher auch Zech-
 apfel, Wägenkraut, Tollfrische angehöret, so hat sie in der Pflanzen-
 wägenologie doch von diesen Geschwimtern abweichende Wege einge-
 schlagen. Die Kraamwurzel machen hieb- und löstfert oder sie
 machen unklar oder her beschaffen dem, der sie tragt, Weib.
 Aber eine solche wunderartige Kraamwurzel zu gewinnen, ist nicht
 leicht und nicht ungewöhnlich. Natürlich muß es bei Nacht gesche-
 hen, auch nur am Freitag, und ein schwarzer Hund muß mit ge-
 nommen werden. Dies um deswillen, weil die Pflanze, wenn sie
 aus der Erde gezogen wird, einen Schanz ausstößt, der jeden, der
 ihn hört, löst. So muß man die Pflanze durch den Hund, den
 man mit dem Schanz an sie anhalten, austreiben lassen, selbst
 aber auf mehr als hörweite sich entfernen. Die Kraamwurzel nun
 sieht aus wie ein Wesen mit zwei Beinen (Kraamwägen), Wä-
 runa, die Wägenstiefel; man tut ihr also ein Sandchen aus weicher
 oder roter Erde an, pflegt sie und verdaubt sie gut. Eine ganz
 ähnliche Vorrichtung ist die, daß man, um sich bei Wäden beliebt
 zu machen, die Wurzel der Ringelblume (Calendula officinalis)
 in einem violetten Schanz einwickeln läßt, tragt sie, aber die
 Wurzel des Wägenkrauts des Eberwurze. Aber auch Gegen-
 mittel werden namhaft gemacht. „Sollte jemand vermuten, daß
 ihm die Liebe in einer Speise eingegeben ist, so nehme er Maute
 oder Mauertraube, Weintrauben und Therial, lasse es mit einer
 Zwiebel braten und esse dann alles auf.“

Wie herrlich konnte man sich auch der Springkrautgenz bedienen,
 die verdröffene Türen aufspringen läßt und zu Wege bahnt, die
 iont Giftstoffe und Bewandung verdrängen! Wie willkommen war
 der Narnjamen, der unsichtbar machen soll, wenn er am Johanns-
 tag abgereit oder anständig in die Schanze getrennt ist! Wie gerne
 bediente man sich der Mannstreu, wie sie Wägen, der Kriebler der
 Szappo bei sich getragen hat, um sich bei den Frauen beliebt zu
 machen! Und endlich, wie gern entfiel sich der Volksglaube der
 schönen Sagen, die sich um die Mittelwägen wägen, um auch heute
 noch des Segens teilhaftig zu werden, bei von diesen Wunderwägen
 ausgehen, soll, unter dessen Schuß sich die liebende Jugend un-
 geschlagen halten darf, unter dessen Schuß sich Wadber verdrüben, um
 die Welt wieder neu zu verjüngen. Die Sagen, die sich an diese
 wunderliche Kereitwägen knüpfen, gehen demnach auf sehr alte
 Zeit zurück; beidenden und keitlichen Wägen ist der Glaube an die
 Beiligkeit des Mittelwägen gemeinlich, und schon Plinius be-
 richtet uns, daß man dieses Gewächs zum Himmel gefaßen wollte und
 als göttliches Zeichen an dem ausverblühten Wägen anhielt.
 Um den Jüden zu erweisen, der alles heilt, trug die Wägenstiefel
 Gewand, mit goldener Eichel, auf einem Wägen von weißen
 Eieren gezogen, die zuvor noch nie im Joch gezogen waren.
 Wädrich, so seltsam und unaufrichtig uns alle diese kindlichen
 Lagen der Volksphantasie anmuten, so wenig praktischen Wert
 sie heute in unserm Zeitalter der Elektrizität, des Fortschritts-
 tumpels und der hohen Wägen haben, wieviel mehr, wieviel
 sinnige Naturanpassung und Naturliebe steckt doch in diesen aber-
 gläublichen Vorstellungen! Ja, erst dann, wenn man sie recht er-
 kennt und nicht mehr an sie glaubt, erschließen sie sich dem vom
 Wägen nicht mehr umlungen als das, was sie sind: Kindheits-
 träume aus Wägen- und Wunderland, Wägenwägen, die wä-
 ternen Wägen des Schicksal und Tod durch die Narnjamen
 einer Fülle von Beziehungen, die die Wissenschaft erst später klar
 oder durch Besseres ergibt. Und so ist es nicht ohne Gewinn, sich
 in den Überglaben anshöndend zu versetzen. Dr. A. E.